



Unsere Zeitzeugen berichten

Herr Liebe - Nachkriegsjahre Teil 2

Das Wunder, das wir erhofften, nämlich, in der Heimat bleiben zu können, waren nur Träume. In der ehemaligen Domäne Merzdorf arbeiteten wir für die Polen. Von morgens 7 Uhr bis zum Abend, 18 Uhr, war Arbeitszeit. Vor dieser Zeit mussten ich und noch 4 – 5 andere Leute die Pferde füttern und anspannen (jeweils 3 Pferde pro Gespann). Wir waren also noch vor 6 Uhr in der Früh im Stall. Im Winter wurde Holz aus den Wäldern geholt zum Heizen für die Schnapsbrennerei. Sobald das Frühjahr kam, begann die Feldarbeit mit Dungfahrten, Pflügen usw. Meine Hauptarbeit war es, mit einer vier Meter breiten Sämaschine, auch Drillmaschine genannt, die wegen der Größe von vier Pferden gezogen wurde, zu arbeiten. Die Steuerung übernahm ich, das Lenken erledigte meine Freundin, und ein weiteres Mädchen kontrollierte hinter der Maschine die Saatkörner in der Erde. Mit der Herbstsaat und der Frühjahrszeit waren es 1000 Morgen – 250 Hektar -, die bearbeitet wurden. Den ganzen Tag hieß es: Laufen und noch einmal laufen. Von der Ernte haben wir nichts gesehen, da man uns restliche Deutsche am 5. Mai 1947 nur mit Handgepäck zur Ausweisung in Eisenbahnwaggons verlor. So kamen wir über die Oder in die damalige DDR. Es war also endgültig: Heimat und Hab und Gut waren für immer und ewig verloren. Nach etwa einer Woche der Ungewissheit kamen wir in ein Quarantänelager von Bitterfeld, nördlich von Leipzig. Bei den älteren Personen war schon eine ungeheure Verbitterung zu spüren, denn sie hatten Jahrzehnte gearbeitet und standen nun vor dem Nichts. Keiner wusste, was der nächste Morgen bringt. Keine Bleibe, und Zuhause hatte man alles stehen lassen. Der grausame Krieg hat besonders uns, die wir aus den verlorenen Ostgebieten stammten, das größte Opfer abverlangt. Nun sahen wir, wohin das Dritte Reich mit seiner Überheblichkeit und seinem Eroberungswahn geführt hatte. Dies alles hatte mein Vater schon bei Kriegsbeginn vorausgesagt. Einen Blick in die Zukunft wagte niemand, aber trotzdem ging das Leben weiter, denn die Hoffnung stirbt zuletzt.

Nach drei Wochen Lagerzeit wurden wir auf die umliegenden Dörfer verteilt. Wir bekamen notdürftige Unterkunftsräume zugeteilt, die die ansässigen Bewohner unter Zwang hergeben mussten. Zum Teil waren wir nicht gern gesehen. Nun erst begann der Kampf um einen Arbeitsplatz, denn Arbeitsplätze waren damals sehr knapp. Nach kurzer Zeit hatten dennoch fast alle Flüchtlinge eine Stelle. Die Arbeitskraft der Flüchtlinge wurde bald sehr geschätzt. Fleiß und Ausdauer waren unsere Stärke.

Erinnerung an das Jahr 1945

Jahrzehnte des Schweigens sind vergangen. In dieser Zeit hat man die Verbrechen, die von den Deutschen ausgingen, immer und immer wieder angeprangert. Wir, also unsere Generation, die nun einmal politisch so missbraucht wurde, musste es ertragen und auch bitter dafür bezahlen. Der Verlust der Heimat, das Verlassen der elterlichen Besitztümer und in der Fremde vor einem Nichts zu stehen, ist, glaube ich, ein sehr hoher Preis. Auch die Sieger haben nach der Besetzung und dem Kriegsende manch unerfreuliche Taten begangen. Hierzu eine kleine Schilderung: In unserem Heimatort war eine russische Kommandantur, die für Ordnung sorgte. Wir waren, das heißt meine Familie und ich, schon einige Zeit in einer kleinen Arbeiterwohnung, die man uns nach dem Verlassen von Haus und Hof zugeteilt hatte. Plötzlich wurden wir in der Nacht durch lautes Klopfen geweckt. Die Fenster und besonders die Haustür hatten wir mit einem dicken Balken gesichert, um so das Eindringen fremder Personen zu verhindern. In dieser besagten Nacht hatten einige Russen erneut Halt gemacht und waren – wie immer – auf Plünderung und Jagd auf Mädchen und Frauen aus. Lange konnten unsere Sperren Stand halten, aber dann gelang es einem der Russen, die Fensterladen aufzubrechen. Nachdem die Fensterscheibe zerschlagen war, forderte der Russe mit der Pistole uns auf, die Türen zu öffnen. Während der Zeit des Widerstandes hatten sich die jungen Frauen und Mädchen auf dem Boden in Sicherheit gebracht, so auch meine Schwester.

Mein Vater hatte sich durch den Hinterausgang auf den Weg zur Kommandantur gemacht, um Hilfe zu holen. Wohl oder übel mussten wir die Haustür öffnen. Einige alte Männer und ich stellen uns den Russen entgegen. Allem Anschein nach standen sie unter Alkoholeinfluss, da sie uns mit Gewalt zur Seite schoben. Einer stürzte sich mit gespreizten Fingern auf mich und versuchte, meine Augen zu treffen. Dies war ein bekannter Nahkampftrick, um den Gegner auf einfache Art auszuschalten. Geistesgegenwärtig duckte ich mich schnell und war in der Dunkelheit und in der Menge außer Reichweite des Wüstlings. Nun durchsuchten sie die Räume. Dazu muss ich anmerken, dass es seit der Besetzung im Januar 1945 keinen elektrischen Strom gab. Und in dieser Dunkelheit, nur bei Kerzenlicht, konnten sie nichts finden. Wir hatten ja auch nichts. In der Zwischenzeit kam mein Vater mit den Posten der Kommandantur, die die Russen mit Gewalt zur Ruhe und zur Umkehr zwangen. Irgendwie bekamen sie heraus, dass mein Vater die Hilfe geholt hatte. Im Zorn stellten sie ihn an die Hauswand und drohten mit Erschießung, was ja nicht selten vorkam. Laut rief er um Hilfe. Für mich gab es nur einen Weg: nach draußen eilen und mich vor ihn stellen. Denn die Erfahrung hatte man schon gemacht: Einen zu erledigen ging schnell, aber bei zweien ist die Hemmschwelle der Grausamkeit doch etwas höher angesiedelt. Mit lautem Geschrei zogen sie davon und mussten das Dorf verlassen. Für uns kehrte so langsam wieder Ruhe ein.

Eine Begebenheit aus dem Jahr 1946

An und für sich war das Leben unter der Besetzung der Sieger für uns langsam zur Normalität geworden. Wie schon berichtet, waren wir etwa 100 Deutsche in Merzdorf auf der ehemaligen Domäne tätig, natürlich unter polnischer Verwaltung. Jeder versuchte, so gut es ging, das Beste aus dem Tag zu machen. Wir hatten unsere Arbeit, aber den Blick in die Zukunft zu richten, was man ja in dem Alter von 20 Jahren tut, war einfach in dieser Lage Utopie. Viele meiner Schulkameraden lebten nicht mehr oder waren für unbestimmte Zeit in Gefangenschaft. So gesehen, konnte ich von Glück sagen, in der jetzigen Lage zu sein. Etwas Angenehmes hatte es noch dazu, denn ich war täglich mit meiner Jugendliebe zusammen, was ja nach den Kriegswirren eine besondere Fügung war.

So konnten wir die Jugend ohne jegliche Ansprüche und Forderungen erleben, und wie es im Leben nun einmal so ist, lernt man sich in der Not erst richtig kennen, was ja auch bekanntlich zusammenschweißt. Oft haben wir den ganzen Tag gemeinsam gearbeitet und trotzdem gab es am Abend noch viel zu erzählen, besonders unter vier Augen. Da wir keine 100 Meter voneinander entfernt mit unseren Angehörigen gewohnt haben, war ich auch an jenem Abend in der Wohnung meiner Freundin mit deren Mutter und Geschwistern. Die jüngeren Schwestern waren schon eine Weile im Bett, da hörten wir Schritte und gleichzeitiges Klopfen an der Tür. An den Tönen konnten wir hören, dass es nur Russen sein konnten, denn in etwa 2 – 3 km Entfernung waren Russen in der ehemaligen Kaserne stationiert. Da das Klopfen immer heftiger wurde, musste ich die Tür öffnen. In der Zwischenzeit hatte die Mutter meine Gerda zu den kleinen Geschwistern in den Betten versteckt. Eine übliche, erprobte Maßnahme gegenüber den Russen. Zwar versuchte ich mit schlechtem Polnisch, die Soldaten aufzuhalten, aber das gelang mir leider nicht.

Schon waren 2 – 3 Russen in der Wohnung und fragten nach Paninka (junge Mädchen), was das damals bedeutete, war klar, und somit verneinten wir die Anwesenheit junger Mädchen. Je länger sie im Raum waren, alles durchsuchten, desto bedrohlicher wurde die Lage. Ehe sie die Schlafkammer entdeckten, war die kleinere Schwester Edeltraut durch das Fenster entkommen und auf dem Weg zu einem Polen, bei dem sie als Kindermädchen tätig war, um Hilfe zu holen. Die Lage nahm nun an Dramatik zu, als man in der Schlafkammer die Versteckte fand.

Die Ereignisse zu schildern ist heute für den Leser dieser Zeilen wohl kaum zu verstehen, aber wir kannten die Absichten der Russen. Schützend nahmen die Mutter und ich Gerda in unsere Mitte. Aufgeregt wurde laut gestikuliert, da eine Verständigung mit Worten nicht möglich war. Als das alles nichts half und sie auf ihr Opfer bestanden, trat ich entschlossen

vor meine Freundin. Da wurde ein Russe erst so richtig wütend. Schnell riss er seine Maschinenpistole von der Schulter, setzte den Lauf auf meine Brust, entsicherte die Waffe und schrie mich an. Noch heute überkommt mich das Gefühl der Ohnmacht, wenn ich an diese Situation denke. Ich hatte mit meinem Leben schon abgeschlossen. Man spürte den Lauf, erwartete nun den Knall, der alles beenden sollte, teilweise auch eine Art Befreiung, nicht die bevorstehende Schändung miterleben zu müssen. In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen und die Schwester Edeltraut kam mit dem Polen herein. Es war Rettung in letzter Minute. Laut schrie der Pole die Russen an, die auch sofort von uns ließen. Als wir wieder allein waren, kam uns erst alles zum Bewusstsein, in welcher Lage wir uns befanden und welchen Ausgang es hätte nehmen können. Erst jetzt begannen uns die Knie zu zittern, ohne es zu wollen. Mit solchen Begebenheiten musste die Zivilbevölkerung nach der Besetzung leben, und in vielen Fällen endete es grausam.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann